



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### Schiller's Heimathjahre

Kurz, Hermann

Stuttgart, 1879

9.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47802](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47802)

## 9.

War Das die Meinung, Buttler, als wir schieden?  
 Gott der Gerechtigkeit, ich hebe meine Hand auf!  
 Ich bin an dieser That nicht schuldig!

Schiller, Wallenstein.

Die harte Lage auf Gottfrieds Chronik ließ unsern Freund nicht lang schlafen; er richtete sich verstört in die Höhe, blickte nach dem Castellan, der noch festschlummernd in seinem Lehnstuhle saß, dann erhob er sich und öffnete ein Fenster, um sich die brennenden Schläfen zu fühlen. Vor dem Fenster lag dichter Schnee, ein trauriger, weißgrauer Nebel, in dem sich die Grundmauern des Schlosses verloren, umhüllte die Gegend. Heinrich hielt es nicht lang aus; sowie der Alte, der ihn beim Erwachen wieder als General begrüßte, sich ermuntert hatte, brach er auf und hieß sein Pferd satteln; der Castellan nahm sein schwarzes Käppchen ab und sagte wehmüthig: „Gott schenke Ihnen eine glückliche Reise bei diesem üblen Wetter! Ich wollte, Sie wären länger geblieben, es that mir so wohl, wieder einen Menschen zu sehen. Wenn Sie zum Herrn zurückkommen, so sagen Sie ihm lieber nichts davon, daß Sie in Grafeneck waren, er hört es vielleicht nicht gerne.“

Heinrich ritt in sonderbaren Gedanken die Anhöhe hinab; war es Wirklichkeit oder Phantasie, was er in der vergangenen Nacht geschaut hatte? Was sollte ihm diese Erscheinung bedeuten? Wollte sie ihm wohl oder übel? Sie hatte ihn zurückgewinkt: wollte sie ihn vor diesem Wege warnen? — Eine Bangigkeit lag auf seiner Seele, schwer wie die Wolken, die über der Erde hingen; sein Roß arbeitete sich mühsam durch die tief beschneite Ebene; alte Tannen standen traurig am Weg.

Die Straße führte ihn durch rauhe, öde Gegenden, die der Schnee noch einförmiger machte. Die jugendlich frische

Stimmung, worin er Stuttgart verließ, in der er noch von Reutlingen ausgeritten war, hatte gewaltig abgenommen; war es das Abenteuer dieser Nacht, war es die Rückkehr des Winters, der so plötzlich alle Frühlingskeime zu ersticken drohte und diesen Theil des Gebirges so unwirthbar machte, oder war es eine Ahnung? Genug, er fühlte sich mißmuthig, zerstreut und bemühte sich vergebens, seine Gedanken auf den Zweck seiner Reise, auf die Art, wie er dem Verfasser der deutschen Chronik entgegentreten wollte, zu richten. Endlich senkte sich die Hochebene, und er gelangte in das enge, tiefe Thal von Blaubeuren. Zwei alte Burgtrümmer, Rugg und das Ruzenschloß, sahen ruhig von ihren ungleichen Höhen auf das wunderliche Menschenkind herab, das so hastig und verstört unter ihnen dahineilte. Der Weg führte zwischen hohen Waldbergen hin, aus welchen Klippen und Schloßruinen hervorblickten; die Blau rollte durch schneebedeckte Wiesen zur Seite. Nach einigen Stunden erblickte er einen aus weiter Fläche mächtig aufragenden Dom, er erkannte die riesige Gestalt, die ihm aus Abbildungen tief eingeprägt war, und wußte, daß er sich nun wieder auf reichsstädtischem Gebiet befinde; es war das Münster von Ulm.

Bei vorgerückter Tageszeit ritt er durch das Thor der Stadt, die sich feierlich vor ihm aufthat. Die vielen steinernen Häuser, die mittelalterliche Bauart mit den Erfern und runden Fensterscheiben, die gothischen Brunnen, alles Das gab ihr ein Aussehen, bei welchem man freilich nicht an das verunstaltete Reutlingen denken durfte. Er fragte nach einem guten Wirthshaus und wurde in den Baumstark, eine vielbesuchte Herberge, gewiesen. Seine erste Sorge war, den müden Mustapha unterzubringen, und sobald er sich selbst etwas erholt hatte, ließ er sich sogleich zu Schubarts Wohnung führen. Dort kam ihm eine Frau entgegen, deren angenehmes Gesicht die Spuren tiefer Leiden trug, und erwiederte auf sein Befragen: „Mein Mann ist nicht zu Hause, er hat einen kleinen Ausflug gemacht; ich erwarte ihn aber

diesen Abend zurück, denn er will morgen ein Concert geben. Ach, es ist mir immer bang, wenn er sich aus den Mauern wagt," setzte sie niedergeschlagen hinzu, „er hat so viele Feinde, und überall wird ihm aufgelauert.“ — Sie sah ihn bei diesen Worten forschend an, und Heinrich entfernte sich mit dem Versprechen, seinen Besuch morgen zu wiederholen.

Er ging verdrießlich in den Baumstark zurück und blieb den ganzen Abend in dem großen Wirthszimmer sitzen, ohne an der lebhaften Unterhaltung, die um ihn her geführt wurde, Antheil zu nehmen. Wenn er einmal mit halbem Ohre hinhörte, so traf er auf die alte unerquickliche Wahrheit, daß die Menschen nirgends zufrieden sind. Es wurde lebhaft über einen Proceß gesprochen, der eben damals zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft sich entsponnen hatte, da die Souveränität des ersteren, in welcher sogar die unumschränkte Verwaltung der Justiz begriffen war, nicht ohne Druck für die Stadt sein konnte. Aus den Reden, die bei dieser Gelegenheit fielen, konnte er sich entnehmen, daß der Unterschied zwischen den Patriciern und Bürgern schneidend gehandhabt werde.

Er suchte frühzeitig sein Lager und holte die verlorene Nacht herein. Als ihn am andern Tag ein Kellner weckte, schien die Sonne hell durch die Fenster, die Glocken läuteten aus der Kirche, und er erfuhr, daß es beinahe Mittag sei. „Sie brauchen sich nicht zu bemühen," sagte der Kellner, „Herr Schubart wird heute bei uns speisen; der Herr Klosteramtman von Blaubeuren ist am frühen Morgen angekommen und hat ihn eingeladen.“ — Auf diese erwünschte Nachricht kleidete er sich schleunig an. Nun hatte er noch Zeit, ein Viertelstündchen am Fenster zu verweilen und dem hellen Wintertag in die frischen Augen zu sehen. Heute erquickte ihn der Schnee, der ihm gestern so verhaßt erschienen war: so veränderlich sind die Stimmungen des Menschen, und so aufschließend wirkt ein Sonnenstrahl auf sein Gemüth!

Die Mittagsstunde kam heran, und unser Freund begab

sich in das Speisezimmer, aus welchem ihm schon von ferne der Ton eines Klaviers entgegenschallte. Er trat ein und wurde von einem rauschenden Allegro empfangen. An dem Flügel zwischen zwei Säulen saß ein Mann, der ihm beim ersten Anblick stark in die Augen fiel; er stellte sich ans Fenster, so daß er ihm gerade ins Gesicht sehen konnte, und beobachtete ihn, während er einen hellen Blick um den andern von ihm empfing, ohne daß jedoch der Spieler sich hiedurch irgend hätte unterbrechen lassen. Es war ein breitgebauter Mann mit hoher Stirne, in seinen Augen lag eine ernste Gluth, doch der unmäßig große Kopf ließ auf ein Mißverhältniß schließen, und das aufgestülpte Gesicht, in welchem das Kinn einen trotzigen, aber sinnlichen Mund zu verdecken und sich den Augenbrauen zu nähern suchte, stimmte nicht recht zu dem ausdrucksvollen Oberkopf. Heinrich hatte seinen guten Grund, ihn so aufmerksam zu betrachten: an dem gewandten, seelenvollen Spiel, in welchem feurige und schmelzende Accorde abwechselten, erkannte er seinen Mann; die weitverbreiteten Beschreibungen von Schubart und der Art, wie er das Klavier zu behandeln pflegte, ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel, daß er den merkwürdigen Dichter in Person vor sich habe. Indessen kamen noch andre Gäste, und das Essen wurde aufgetragen. Schubart mußte mehrmals gerufen werden, bis er sich entschließen konnte, vom Flügel aufzustehen. Er setzte sich neben einen Mann in einem saubern geschonten braunen Rock, der, wie Heinrich bereits vom Kellner erfahren, der Klosteramtman von Blaubeuren war; er hatte ein blaßes Gesicht und sah wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann aus. Ihnen gegenüber saß der Publicist Uffprung, der es wegen seiner dem Rathe mißfälligen Schriften in seiner Vaterstadt nicht weiter als bis zum Kanzlisten gebracht hatte, ein stiller Mann, der nur hie und da auf eine Frage antwortete, ohne sich sonst ins Gespräch zu mischen. Heinrich konnte ein freundschaftliches Verhältniß zwischen zwei Menschen, wie Schubart und dem Amtmann,

nicht begreifen; er sollte aber bald darüber ins Klare kommen. Der Amtmann begann dem Dichter starke Schmeicheleien in der Manier eines mit den Musen mehr aus der Ferne bekannten Mannes zu sagen, welche Huldigung sehr bereitwillig entgegengenommen wurde und eine Scene abgab, die auf den jungen Mann nicht den angenehmsten Eindruck machte.

„Sie sind aber doch ein Tausendsassa, Herr Schubart!“ fuhr der Amtmann fort; „hab' gestern wieder in der Chronik gelesen — Teufel, was kommen da für Sachen drin! Unser eins könnte sich ein ganzes Jahr lang vergebens auf so einen gescheiten Einfall besinnen, und Sie haben in einer Minute ein halbes Duzend. Sie schütteln's aus dem Aermel, wahrhaftig!“

Schubart, der das letztere Lob in der That verdiente und dafür bekannt war, daß er jeden Augenblick über ganze Armeen witziger Einfälle zu gebieten hatte, auch keine Gelegenheit vorüber ließ, sie zu entwickeln, erwiederte auf der Stelle: „Soll ich Ihnen sagen, wie es kommt, daß ich so aus dem Aermel schütteln kann? Ihr Andern habt zu viel Futter im Aermel, und davor kann kein Witz aufkommen; bei mir aber ist Platz genug, deswegen kann ich auch immer ein paar Schnurren herausschütteln.“

Dieser Witz wurde um so lebhafter belacht, als der Amtmann eben ein tüchtiges Stück Ochsenfleisch in den Mund geschoben hatte und nun als Titellupfer dasaß. Schubart jedoch verhielt sich im Essen mäßig und war, wiewohl breit und untersekt, dennoch sehr mager. Er lachte gutmüthig mit, wobei ihm eine tiefe Falte zwischen den Augbrauen ein eigenthümliches Aussehen gab, und klopfte dem Amtmann etwas derb auf die Schulter.

„Ja, ja!“ fuhr dieser fort, als er das Fleisch und vielleicht auch einigen Verdruß damit geschluckt hatte, „manchmal stecken aber auch verteufelte Schnurren drin. Nehmen Sie sich in Acht! Zwar — so ein gescheiter Kopf ist nicht leicht zu fangen, und die Nürnberger henken Keinen — Sie wissen

schon! Doch dürfen Sie sich vorsehen, und ich rathe Ihnen, behutsam zu sein, wenn Sie zum Beispiel irgend eine Reise über das Ulmer Gebiet hinaus machen; sei es, wohin es wolle, folgen Sie keiner Lockung, und vertrauen Sie sich nur ganz bewährten Freunden!"

"Das thu' ich ja," sagte Schubart mit einer verbindlichen Handbewegung gegen ihn. „Hier in Ulm sitz' ich sicher," fuhr er fort, „hier kann mir kein Teufel ein Haar krümmen. Meine preussischen Werber würden eher die ganze Stadt demoliren, als mir etwas geschehen lassen. Ich kann es laut sagen: meine Feinde und Verfolger machen mir nur Spaß! Wenn so eine ganze Meute Hunde hinter einem einzigen Wild her ist, so beweist das, daß es ein tüchtiges Stück sein muß, denn wegen eines Hasen würden sie sich nicht so bemühen, und das macht mich stolz."

"Doch heißt es im Sprichwort: viel Hunde sind des Hasen Tod!" sagte Aßprung und erhob lächelnd den Finger.

"Des Hasen, ja, aber nicht des Ebers!" rief Schubart prahlerisch, indem er auf die Tafel schlug; „der zerschligt einen nach dem andern. So hab' ich wieder meinen dicken Jesuiten ein wenig am Wanst gefügelt, daß er sein ganzes Fett verschwizzen soll! Exempli gratia!" — Er zog ein Blatt heraus und las einen Ausfall auf den Vater Merz in Augsburg, seinen erbittertsten Gegner, vor, worin solche Bomben von Wiß geschleudert wurden, daß die Gesellschaft Essen und Trinken vergaß und unaufhörlich lachte.

"Mit der halben Welt sich herumbalgen!" rief der fecke Schriftsteller, der jetzt recht im Feuer war, „das ist ein Fressen für einen Mann! Das ist mein Element! Die Zeit ist so lumpig geworden, die altdeutsche Kraft ist so geschwunden, kein Haudegen darf mehr dreinschlagen im ehrlichen Kampfe, drum muß man sich durch solche Explosionen Luft zu verschaffen suchen. Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich ein halb Jahr lang Frieden hätte."

„Das wäre!“ sagte der Amtmann und beugte sich über seinen Teller.

„Freilich, die guten Weiber,“ fuhr Schubart fort, „können so etwas nicht begreifen. Meine Helene gibt mich jeden Tag verloren und weint und betet; ich glaub', es wär' ihr am liebsten, wenn sie einen ganzen Ofenhocker aus mir machen könnte. Gestern Abend, als ich nach Hause kam, lief sie mir zitternd entgegen und stotterte, es sei ein Herr da gewesen, der nach mir gefragt habe. Was braucht's denn da zu jammern? rief ich, hab' ich doch ein gutes Gewissen! Und was wird's weiter sein? Er wird mich kennen lernen wollen, wie schon Tausende vor ihm.“

„Diesmal haben Sie ganz richtig vermuthet, Herr Schubart,“ sagte Koller, indem er sich gegen ihn verneigte: „Ich war der Fremde und habe so wenig bössliche Absichten gegen Sie, daß ich vielmehr gekommen bin, Ihnen etwas Angenehmes zu sagen. Würden Sie die Güte haben, mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Sie ungestört sprechen kann?“

Schubart, der den jungen Mann schon mehrmals und namentlich, wenn er die Wirkung eines Bonmots oder eines markirten Wortes beobachten wollte, ins Auge gefaßt hatte, erwiederte sehr freundlich: „Ei, das ist ja recht Schade, daß Sie mich gestern verfehlt haben, und doppelt Schade, daß ich heute den ganzen Tag beschäftigt bin. Wie fangen wir's nur an? Heute Abend hab' ich Concert, und diesen Nachmittag muß ich meine Chronik schreiben, weil ich morgen mit dem Herrn Amtmann hier nach Blaubeuren fahren will.“

„Ja,“ sagte dieser, „der Herr Schubart wollen mich obligiren und meinen Schwager wieder sehen, der auf zwei Tage zu Besuch bei mir ist.“

„Das kommt mir sehr ungelegen,“ versetzte Heinrich, „ich hätte dringend gewünscht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Wissen Sie was? Herr Landsmann!“ sagte der wirttembergische Beamte, „wenn es Herrn Schubart Vergnügen macht,



so will ich Sie gehorsamst eingeladen haben, auch von der Gesellschaft zu sein. Mein Schlitten hat Platz für alle Drei, mein Tisch ebenfalls, und meinem Schwager wird es eine Ehre sein, Ihre Connaissance zu machen."

Schubart bezeugte seine lebhafteste Freude über diesen Vorschlag und redete dem jungen Manne so herzlich zu, daß dieser trotz einer unüberwindlichen Abneigung die Partie annahm. „So führen Sie mich also,“ sagte er, „gleich den Weg wieder zurück, den ich gestern hergeritten bin.“

„Alle Welt!“ rief Schubart, „dann waren wir nicht weit aus einander! Sie sind ziemlich nahe an mir vorübergekommen. Sie kennen ja wohl Söflingen, die alte Reichsabtei? Dort war ich! Hätten Sie das nur gewußt und wären hingerritten! Sie hätten Ihre Freude an dem herrlichen Klostergebäude gehabt; denn dagegen bin ich nicht blind, wenn ich auch ihre dumpfen Institutionen auf den Tod hasse.“

„Aber wie mochten Sie sich dahin wagen?“ fragte Heinrich.

„Söflingen ist reichsfrei, dort konnte man mir nichts anhaben. Und wissen Sie auch, Afsprung, warum ich dort war? Das ist eine höllische Geschichte! Ich glaube, Sie haben damals den jungen Menschen von dort bei mir getroffen“ —

„Den Juristen?“

„Eben den! Er war das einzige Mal bei mir, und ich lieb ihm einen ganz unschuldigen Roman, ich weiß nicht mehr, wie das Buch hieß. Vor einiger Zeit kam dieser junge Mensch in ein katholisches Wirthshaus und führte daselbst unvorsichtige Reden. Gleich fassen sie ihn am Fittig, er wird ins Kloster Wiblingen gebracht, in ein scheußliches Loch gesperrt, gefoltert und zuletzt als ein Lasterer Gottes und der Heiligen aus Gnade und Barmherzigkeit heimlich geköpft, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut.“

Alles schauderte bei dieser Erzählung, die Schubart mit wilden Augen vorbrachte.

„Ist es auch ganz gewiß?“ fragte der bedächtige Afsprung.

„So sagte man mir wenigstens in Söflingen, wo ich mich nach seinem Schicksal erkundigte, weil er von dort gebürtig ist.“

„Nun, Gottlob!“ versetzte Afsprung, „wenn es noch bloße Sage ist, so kann's ja auch erlogen sein.“

„Aber Eins ist wahr!“ rief Schubart zornig, „die Mönche verbreiten das Gerücht, er habe seine gottlosen Grundsätze von mir geholt, und zwar soll er selbst dies auf der Folter gestanden haben.“

„Das gibt wieder neue Verfolgungen,“ sagte Afsprung mit einem Seufzer.

„Mag's!“ rief Schubart, „wenn ich nur wüßte, was an der Sache ist. Irgend einen Spuk haben die verfluchten Pfaffen jedenfalls gemacht. Und das Stückchen sieht ihnen gar nicht so unähnlich; denn ich weiß, wie sie's mir gemacht hätten, wenn ich in ihre Hände gefallen wäre. Da lassen Sie sich eins erzählen — Sie wissen's zwar schon, lieber Afsprung — Als ich auf meiner Flucht von Augsburg nach Günzburg kam (ein preussischer Werboffizier machte die Reise mit), fand ich im Wirthshaus einen Troß dickbäuchiger Pfaffen um den Tisch sitzen. Sie soffen das Bier in Strömen hinab, und da kein anderer Tisch im Zimmer war, so mußten wir uns zu ihnen setzen. Nun können Sie sich denken, was ich für Augen machte, als ich sah, daß sie einige Nummern meiner Chronik und — mein allerhöchsteigenes Portrait in den Klauen hatten, das zum Glück eine scheußliche Frage war. Damals hatte sich die Sage durch kluge Freunde verbreitet, ich sei unterwegs arretirt worden, und die Bestien jubelten darüber; ‚Jetzt hand mer den Galgenterl!‘ brüllten sie, ‚werden 'm wohl d' Zung rauschneida und da Käga lebendi verbrenna! Dann schreib, Hund!‘ — Proffit! dacht' ich bei mir, und halb aus Angst, halb aus tollem Muthwillen mischt' ich mich in das Gespräch, schimpfte durch alle Octaven auf mich selber, beschrieb mich so unähnlich als möglich, zerriß das Portrait des Belialskindes (heimlich aus

Merger über die Caricatur) und brachte so infames Zeug vor, daß sie ganz begeistert wurden und mir den Segen der Mutter Gottes und aller Heiligen auf den Hals wünschten. Mein Preuße, der so witzig war, mich mit einem falschen Namen anzureden, sah mit Behagen zu und sprach unterwegs noch oft von der Posse.“

Die Gesellschaft, deren Mittelpunkt er vom ersten Wort an gewesen war, lachte und stieß auf seine Geistesgegenwart an.

„Ja!“ rief Schubart, „und pereant alle Pfaffen und Pfaffenfreunde und Tyrannen! Denn das Geschmeiß hängt wie Kletten an einander! Sollten Sie's glauben, daß man mich jetzt verfolgt, weil ich in der Chronik gemeldet habe, Maria Theresia sei vom Schlage getroffen? Ich war falsch berichtet, aber was benimmt denn Das der guten Kaiserin an ihrer Majestät, wenn sie ein Unglück hat, das dem besten und vernünftigsten Menschen zustoßen kann?“

„So sind Sie schon in Kenntniß gesetzt —?“ rief Heinrich.

„Ich weiß Alles!“ erwiderte Schubart, „ich habe Freunde und Anhänger durch ganz Deutschland, und so lang es ein Preußen gibt, hab' ich nichts zu fürchten. — Uebrigens seien Sie ruhig,“ sagte er harmlos lachend zum Amtmann, „ich werde Sie morgen auf wirttembergischem Boden nicht compromittiren.“

„O,“ fuhr Heinrich etwas vorschnell heraus, „unser Herzog ist ganz gnädig gegen Sie gesinnt, darauf können Sie sich verlassen.“

Der Amtmann sah ihn forschend an.

„Wissen Sie das so genau?“ fragte Schubart, „mir ist jedenfalls am wohlsten, wenn ich seiner Gnade nicht bedarf.“

„So ist's recht, Herr Schubart!“ rief ein stämmiger Bürger vom untern Ende der Tafel herauf, „bleiben Sie nur bei uns! Wir Ulmer lassen Ihnen nichts geschehen! Und geben Sie uns heute Abend ein schönes Concert, dann ist Alles für Sie.“

Dies brachte das Gespräch auf die angekündigte musikalische Unterhaltung und auf Musik überhaupt, wodurch Schubart Gelegenheit erhielt, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Er setzte sich an den Flügel und spielte mit Geist und Kraft einige Choräle, um an dieser Grundlage der deutschen Musik nachzuweisen, welche Vorzüge dieselbe vor der italienischen habe; dann gesellte er sich wieder zu den Tischgenossen und entwickelte so neue und kühne Ideen zu Gunsten der deutschen Tonkunst, daß Heinrich ihm mit Bewunderung zuhörte. „Ach, da fällt mir eine artige Schnurre ein,“ rief Schubart auf einmal; „als ich in Ludwigsburg Musikdirector war, hatte ich schwere Mühe, die geistliche Musik unserer großen Componisten, eines Graun, eines Bach und solcher genialen Meister einzuführen. Ueberhaupt gaben die Italiener den Ton an, und eine Musik war verdächtig, wenn nur ein deutscher Name auf dem Blatte stand. Nun setzte ich einmal eine Cantate und brachte sie dem Orchester zur Probe, legte sie aber unter dem Namen Trabuschki auf; sie wurde gespielt und mit glänzendem Beifall aufgenommen, Tomelli war entzückt, Sulli spielte seine Partie mit dem größten Feuer, und alle Virtuosen jubelten über den excellenten Landsmann. Da sagt' ich: „Meine Herren, haben Sie doch die Gefälligkeit, den Namen verkehrt zu lesen! Wie heißt's?“

Man buchstabirte, lachte, und der Dichter sah sich selbstgefällig um.

Der Amtmann, der ihn im Fluß zu erhalten strebte, brachte ihn auf die abenteuerlichen Fahrten, die er seit jener Zeit gemacht, zu reden, und der lebhafteste Mann war unerschöpflich im Erzählen, wobei er jedoch, uneingedenk, daß er einst zu München aus Noth beinahe katholisch geworden wäre, oder vielleicht eben darum, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um seinem Pfaffenhaffe Luft zu machen. „Nie,“ erzählte er, „werd' ich's vergessen, wie ich auf meiner Durchreise durch das Ellwängische die Straßen angefüllt sah mit Blinden, Lahmen, Krüppeln und Kranken aller Art, die zum

großen Wunderthäter, zum Vater Gafner, wallfahrteten, um sich heilen zu lassen. O, dacht' ich, Gafner! wenn du all diesem Jammer mit einem Segensspruch abhilfst, so will ich auf den Knieen zu dir kriechen und dir meinen Unglauben und meine Ausfälle und Spöttereien abbitten; aber leider kommen diese Elenden noch elender zurück."

"Den Gafner haben Sie kräftig zur Ruhe verwiesen," sagte der Amtmann.

"Er hat sich," erwiderte der Dichter, die Augen schelmisch zudrückend, "er hat sich erst neulich verlauten lassen, er wolle mich auf ein Weinsäß bannen. — Er mag's thun!" rief er mit aufgehobenem Römer, "aber nur auf ein Faß echten Hochheimer oder Niersteiner. Da wollt' ich stolzer drauf sitzen als Bacchus, da er im Triumphe nach Indien zog, und die Löwen und wilden Bardel sollten wie Kinder um mich her greinen, ihnen Göttersaft aus der vollen Schale zu reichen. Ich aber, mit Epheu bekränzt, würde die Schale hoch emporheben und jauchzen: Es lebe die Vernunft! Es sterbe der Fanatismus und Aberglaube!"

Jubelnd stimmte die Gesellschaft in den Trinkspruch ein. Der Dichter leerte sein Glas, mit feuersprühenden Augen umherblickend; dann setzte er hinzu: "Uebrigens muß man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten! Mich empört's, wenn die Religion, wie es bei diesen Wunderkuren geschieht, auf eine schändliche und lächerliche Weise mißbraucht wird; aber die sogenannte Sympathie möcht' ich doch nicht ganz verwerfen: ich habe wirklich schon Wunderdinge davon gehört und zum Theil selbst erlebt."

Der Amtmann erzählte zur Bestätigung von einer sympathischen Cur, wodurch einem seiner Kinder die Warzen vertrieben worden seien, und Heinrich citirte lachend die zwei berühmten Zeilen des Hamlet.

"Ja, ja," versetzte Afsprung, "man kann auch die Aufklärung zu weit treiben. So hört man gewöhnlich behaupten, daß Träume keinen Sinn haben, und doch kann ich ver-

sichern, daß ich von Träumen weiß, welche einen tiefen Sinn, ja sogar eine prophetische Bedeutung hatten; ich kenne hier eine ganze Familie, die mit solchen Träumen, ich weiß nicht, soll ich sagen gesegnet oder gestraft ist." — Er erzählte einige Fälle, welche die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Gesellschaft in hohem Grade erregten.

"Ich glaube," sagte Schubart, „es ist in solchen Dingen schwer, eine bestimmte Linie zu ziehen, eine Theorie zu bilden. So hat z. B. meine gute Helene Träume und Ahnungen; davon ist nun Einiges eingetroffen, Anderes nicht, und ich kann also nur sagen, daß ich nicht an alle glaube, oder vielmehr, daß ich an alle so lange nicht glaube, bis sie eingetroffen sind. Dies ist namentlich gegenwärtig mein Trost und meine Vertheidigung gegen das gute Weib; denn seit einigen Tagen sieht sie allenthalben Gespenster.“

Er versank in tiefes Nachdenken, eine große Stille entstand. „Sonderbar!“ fuhr er auf, „da kommt mir auf einmal ein Traum wieder in Erinnerung, den ich längst vergessen hatte. Als ich von Geislingen nach Ludwigsburg berufen wurde und den Basel mit dem Taktirstab vertauschte, was nicht ohne scharfen Kampf mit meiner Frau und ihrem Vater abging, träumte mir in einer Nacht, ich wandle einsam in der äußersten Finsterniß; ich wußte nicht, wo ich war und wohin ich mich wenden sollte, mein Fuß trat unsicher auf, es wimmelte unter mir, als ob der Boden lebendig wäre; auf einmal erhellte ein rother Blitz die ganze Gegend, und ich sah mich in einer schauerlichen Wüste, Schlangen und scheußliches Gewürme zu meinen Füßen; ich schrie, da ergriff mich eine starke Hand und stellte mich auf einen Berg, der über und über mit Asche bedeckt war; durch die Asche mußte ich zu einem Thurme waten, wo ein Troß Dämonen in schwarzen Kutten mich hohnredend empfing; kaum war ich bei ihnen angekommen, so fielen sie teuflisch lachend über mich her und zerfleischten mich mit den langen Nägeln an ihren Fingern, so daß ich in Schweiß gebadet erwachte und

die ganze Nacht kein Auge mehr schloß. Ich hatte damals ein unbezwingliches Vorgefühl, dieser Traum müsse in Erfüllung gehen, nachher aber vergaß ich ihn, und jetzt, nach acht Jahren, taucht er plötzlich wieder vor mir auf. Und es ist doch ominös! ein Theil davon ist bereits in Erfüllung gegangen, die Pfaffen sind mir auffällig geworden und möchten mir wenigstens gern so mitspielen, wie es ihre Ebenbilder in jenem Thurme thaten.“

Heinrich schrak zusammen, denn in diesem Augenblicke fiel ihm wie durch einen elektrischen Schlag das Begegniß in Grafeneck wieder ein, das ihm während seines langen Schlafes in der vergangenen Nacht ganz aus der Seele verschwunden war. Er stützte den Kopf auf die Hand und brütete in düstrem Sinnen vor sich hin; wenn ihn Jemand gerade jetzt über Aufklärung und Aberglauben befragt haben würde, er hätte keine Antwort zu geben vermocht.

„Wie, ihr Herren!“ rief der Amtmann von Blaubeuren, dem diese Wendung des Gesprächs nicht nach dem Sinne zu sein schien: „lustig, aufgeweckt! wofür stehen die vollen Flaschen umher? Pfui, Herr Schubart! wo ist Ihre gute Kehle, Ihre muntere Laune, Ihr Witz? Geschwind, geben Sie uns einen lustigen Einfall zum Besten, einen Vers! Warten Sie, über was denn gleich? Ja, sehen Sie, hier werf' ich diesen goldnen Ring in Ihr Glas: wenn Sie, ohne sich zu besinnen, einen Vers darüber machen, so soll er Ihnen gehören.“

Ein unbehaglicher Kampf war während dieser Worte auf Schubarts Angesicht zu lesen, das schnelle Abbrechen eines bedeutenden Gegenstandes, die Empfindung, sein Talent vor diesem jungen Mann auf eine doch nicht gar würdige Weise verwenden zu sollen, schien ihm peinlich zu sein; auf der andern Seite aber konnte er es nicht ertragen, sich durch Stillschweigen vor der Gesellschaft eine Blöße zu geben und seinen Ruf Lügen zu strafen: vielleicht zog ihn auch das Gold einen Augenblick an, das in seinem Hause nicht überflüssig war; genug, so wie der Amtmann das letzte Wort

gespröchen, ergriff er das Glas mit dem Ring und sagte ganz geläufig:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,  
Drum, Plutus, an die Hand und, Bacchus, in den Magen!

damit leerte er das Glas auf Einen Zug und steckte den Ring an den Finger.

Heinrich war über die Schnelligkeit dieser Improvisation erstaunt, die dem Dichter, ganz wie der Amtmann gesagt, ohne alles Besinnen gelungen war; denn eine Naturgabe, die uns abgeht, setzt uns immer am meisten in Verwunderung.

„Das ist mir doch eine wahre Hexerei!“ rief der Amtmann, „hätt' ich es doch nicht für möglich gehalten, daß man über einen Ring, den ich ins Glas werfe, etwas sagen könnte! Was ist da irgend Auffallendes dran? Was läßt sich dabei Vernünftiges denken? Und doch bringen Sie gleich einen Vers heraus und noch dazu einen Wiß! Aber ich sag' es ja immer, Sie sind ein Tausendsassa! Das war wieder aus dem Ärmel geschüttelt!“

Schubart betrachtete ihn lächelnd; dann zog er den Ring wieder ab und legte ihn dem Amtmann in die Hand, indem er sagte:

Nicht das Metall, das glatt durch schmutz'ge Hände rollt,  
Dem Dichter ziemt des Weins, der Saiten reines Gold.  
Dies nur gewähre mir, Apoll, und bleib mir hold!  
Und nun, Herr Amtmann, hier! behalten Sie Ihr Gold.

Hatte der erste Vers eine gute Wirkung gehabt, so erregte dieser zweite, den er eben so leicht von sich gab, einen wahren Enthusiasmus, wovon ein großer Theil auf die feine und würdige Wendung, die der Dichter nahm, geschrieben werden durfte. Die Gesellschaft brach in lautes Beifallsgeschrei aus, Heinrich drückte ihm herzlich die Hand, der Amtmann aber nahm den Ring durchaus nicht zurück und nöthigte den Dichter auf jede Weise, es würde ihm eine wahre Beruhigung sein, sagte er mit einem seltsam traurigen



Blick und ließ nicht eher nach, bis er den Ring wieder an Schubarts Finger sah.

Jetzt wurden noch ein paar lustige Flaschen geleert, Schubart blieb sich gleich und war oft groß in seinen schlagenden Erwiederungen, wobei ihn sein Witß auch nicht eine Sekunde lang im Stiche ließ; einige starke Verbheiten, die gelegentlich mit unterliefen, waren mit dieser Würze wohl durchgesalzen und für den ekelsten Gaumen genießbar gemacht.

Endlich brach der Dichter auf, um in den paar Stunden vor dem Concerte das bevorstehende Chronikblatt zu füllen. Er schüttelte unsrem Freunde die Hand und sagte: „Morgen sehen wir uns also wieder! Sie müssen morgen Abend mit mir zurück, wir bleiben einige Tage beisammen, und ich zeige Ihnen alle Merkwürdigkeiten Ulms, wo es Manches, was sich der Mühe verlohnt, zu sehen gibt. Namentlich aber verbiet' ich Ihnen bei Leibesz- und Lebensstrafe, das Münster ohne mich zu besteigen! das ist ein Gang, den wir mit einander thun müssen. Inzwischen will ich Ihnen hier eine Unterhaltung verschaffen.“ — Er warf ein paar Worte auf ein Blatt, gab es ihm und stürmte hinaus. Es war eine vertraulich geschriebene Empfehlung an den Verfasser des Siegwart, den Freund und Genossen des Göttinger Hainbundes, Johann Martin Miller, der jetzt als Geistlicher in seiner Vaterstadt lebte. Heinrich machte sogleich Gebrauch davon und fand einen sanften Mann mit einer liebenswürdigen Gattin; Beide sprachen mit Theilnahme und zarter Besorgniß von der Lage des rücksichtslosen Dichters. Heinrich brachte bei diesen wohlwollenden Menschen eine angenehme Nachmittagsstunde zu, welche ihm nach der geräuschvollen Fröhlichkeit ganz sanft that.

Abends besuchte er Schubarts Concert und hatte Gelegenheit, seine musikalischen und deklamatorischen Talente kennen zu lernen. Er hörte ihn einige Oden von Klopstock vorlesen und bewunderte seine metallene Stimme, nur hätte er ihm etwas mehr Mäßigung in der ungebändigten Kraft seines

Vortrags gewünscht. Das Publikum, unter dem er sich umfab, bestand großentheils aus Ulmer Bürgern mit ihren Frauen und Töchtern; Patricier schienen wenige da zu sein. Der weibliche Theil des Auditoriums war sehr anziehend zu nennen; er meinte eine Auswahl der schwäbischen Frauen vor sich zu haben. Selten hatte er einen so schlanken Wuchs, eine so gefällige Haltung gesehen; eine sanfte Ruhe lag auf diesen feinen Gesichtern, deren Schönheit im umgekehrten Maße zunahm, je mehr sich ihre eigenthümliche Tracht dem Mittelstande näherte. Sie schienen ihm mehr südliche Grazie in ihren Bewegungen zu haben als ihre übrigen Stammesgenossinnen, und unser Freund, ein echter fahrender Ritter, erlaubte sich nur sein Lottchen von diesem Urtheil auszunehmen. Schubarts Frau saß unter ihnen mit schwermüthig gesenktem Kopfe, sie nahm wenig Antheil an dem Beifall, den ihr Gatte erntete, und schien mit einer unbezwinglichen Trauer zu kämpfen; wie viel mochte diese treue Seele schon durch den unruhigen Musikus gelitten haben!

Dieser benützte eine Pause, um Kollern, den er mit seinen scharfen Augen erspäht hatte, aufzusuchen und ein paar Worte mit ihm zu sprechen. Er dankte ihm lebhaft für seine Beifallsbezeugungen: „Haben Sie meinen Bruder Miller gesprochen?“ rief er, „nicht wahr, das ist ein herrlicher Mensch.“

Heinrich stimmte von Herzen ein.

„Ich weiß nicht,“ sagte Schubart und fuhr mit der Hand langsam über die Stirne, „es ist, als wäre etwas von meiner Frau auf mich übergegangen; sie will diese Reise kaum zugeben, und doch! was ist denn für eine Gefahr dabei? ja, wenn's nach Stuttgart, nach Ludwigsburg ginge, wo ich noch Manches auf der Nadel habe, da könnte man Besorgnisse hegen, aber an die nächste Grenze! nach Blaubeuren! wer kann da an eine Gefahr denken? wie kann der Herzog etwas davon erfahren, oder hat er so weitsichtige Augen und einen so langen Arm, um mich von Stuttgart aus in Blaubeuren zu fassen?“

„Sie sind im Irrthum, liebster Schubart, wenn Sie glauben, Herzog Karl wolle Ihnen übel; im Gegentheil —“

„Still, still!“ fiel Schubart lächelnd ein, „ich kenn' ihn besser, er kann mir nicht grün sein! das Land ist mir nicht umsonst verboten.“

„Es ist hier nicht der Ort, davon zu sprechen,“ sagte Heinrich, „aber wenn Sie eine Abneigung haben, nach Blaubeyren zu gehen, so lassen Sie uns hier bleiben. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel, aber wie mögen Sie sich mit diesem Amtmann einlassen? er hat gar nichts, was einen Mann Ihrer Art anziehen könnte.“

Schubart lachte: „Ich will's gestehen,“ sagte er, „es ist eine Schwachheit, eine Eitelkeit! Es liegt in unserer Natur, daß wir lieber nach dem Fernen greifen als nach dem Nahen, und der Beifall einer Schreiberseele thut mir oft, der Seltenheit wegen, wohler als das Lob eines Kunstgenossen. Wenn ich das Gelübde thun wollte, nur mit Poeten umzugehen, so würd' es mir oft an Gesellschaft fehlen. Was aber Den betrifft, so ist er ein tüchtiger Geschäftsmann, rechtschaffen, so viel ich weiß, gewandt und von sehr raschem Wesen, und dafür hab' ich eine gewisse Sympathie. Ueberdies versprech' ich mir von seinem Schwager einen angenehmen Tag; ich kenn' ihn von früher her und kann nur nicht begreifen, warum er mir durch den Amtmann sagen ließ, er wüßte mich kennen zu lernen. — Nun, ich muß wieder an meine Funktion! Nicht wahr, meine reichsbürgerlichen Virtuosen halten sich brav?“

Als das Concert vorüber war, holte Schubart ihn ab und führte ihn in eines der Schenkzimmer. „Es thut mir leid,“ sagte er, „daß wir nur noch ein paar Minuten beisammen sein können, aber ich bin mit der nächsten Nummer meiner Chronik noch nicht ganz zu Ende — oder — ich weiß einen bessern Vorschlag! Gegen Sie setze ich mich über alle Förmlichkeiten weg, denn Sie thun mir den Gefallen gerne.“

„Was es auch sei!“ rief Heinrich.

„Wenn ich jetzt zu Hause hinsetze,“ sagte der Dichter „so zerkaue ich mir die Feder, ihr Krizeln stört mich jeden Augenblick, und ich brauche die halbe Nacht, bis ich etwas zu Stand gebracht habe, das dann doch kalt und leer ist; dagegen wenn ich Jemanden hätte, dem ich's dictirte, so wär' in einer halben Stunde etwas fertig, womit ich eher zufrieden sein könnte.“

„Papier, Tinte und Feder!“ rief Heinrich einem vorüber-eilenden Kellner zu und wollte, als das Verlangte gebracht war, sich in eine entfernte Ecke begeben, aber das war nicht nach Schubarts Geschmack. An dem besetztsten Tisch, wo in einer dicken Tabakswolke kräftige Gestalten vor den schäumenden Bierhumpen saßen, wo das Gespräch am lautesten war, setzte er sich mit ihm hin und sagte: „Nun warten wir, bis der Geist über mich kommt!“ — Aber es war ihm nicht anzusehen, daß er über irgend etwas nachdachte; vielmehr unterhielt er das lebhafteste Gespräch mit seinem neuen Freunde, der immer größeren Gefallen an ihm fand, und warf dazwischen Bomben nach allen Seiten hin. Die Unterredung begann allgemein zu werden; Heinrich vernahm einen fecken entschiedenen Ton, womit über die Zeitläufe gesprochen wurde, ein körniger Witz kam ihm überall entgegen, und sogar literarische Anspielungen mischten sich ins Gespräch, aus welchem er abnehmen konnte, wie tiefe Wurzeln Schubarts Wirken bereits in der Stadt geschlagen hatte.

Mitten in der besten Unterhaltung ergriff dieser plötzlich die Feder und warf einige Worte hin, reichte das Papier unfrem Freunde, welcher darauf mit einer für diesen Mann des Sturmdrangs ungemein zierlichen Hand geschrieben fand: „Memento mori für die Krittler,“ und sagte: „Ich habe eben jetzt allerlei zu recensiren, und dazu will ich mir die Grundsätze der echten Kunstrichterschaft einmal recht klar machen. Schreiben Sie, Bester! ich setze mich auf mein Kößlein, es geht auf Siebenmeilenstiefeln, schreiben Sie“ — und damit begann er zu dictiren:

„Hast ein Buch vor dir und möchtest's oder sollst's recensiren, so geh in dein Kämmerlein, und schleuß die Thür nach dir zu, und frag' dich vor: ‚verstehst's Buch auch?‘

„Schlag nicht gleich mit dem Schwert drein, ließt du ein schales Buch; denk', 's könnt' ein alter Mann sein, der dies Buch schrieb — hat's wohl nicht böß gemeint — und du willst ihn schlagen, den Glazkopf, der ohnehin schon zum Grabe wankt. Ihn, der vielleicht als Bürger, als Mensch und Christ manch' edle That gethan, köstlicher als das schönste Buch mit Modetitel und Modefragen und Modewitz und Modeschnitt.

„Oder denk': 's könnt' ein Jüngling sein, der furchtsam und blöde am Nestchen steht und seine Flügelein versucht. Sieh, er wagt sich in die Luft, setzt sich wieder, flattert allenfalls auf deinen Flintenlauf, glaubt, 's sei ein Aß. Und du willst ihn morden, Barbar? Ihn, der, wo er nicht fliegen wird wie ein Adler und singen wie die Nachtigall, doch fliegen wird in Gottes Luft und zwitschern aus dem dunklen Busch!

„Da steht Einer, setzt den Zirkel an, sagt bescheiden: für den Kreis schreib' ich! Thut's auch und verbreitet Ordnung, Wohlbehagen und Freud' in diesem Kreise — und du gehst her, erweiterst den Kreis, daß Welten drin tanzen könnten, und, siehst du, daß der bescheidene Schriftsteller nun nicht mehr ausreicht mit seinen Strahlen, gleich über ihn herfährst und ihm Perrück' und Kragen und Mantel vom Leib reiß'st und über ihm tollerst und deine Gebärde verstellst, daß dir der Geiser herabfließt in deinen Bart — sag's und richte selber: bist du nicht ein unbescheidener, ungerechter, unchristlicher, herzloser Kerl, den man mit Schneebällen vom Richterstuhl werfen sollte?

„Stößt dir aber ein unbescheidner Knab' auf, der mit Schwanenstolz daherschwimmt und spottet der Vögel über ihm und hochhalßig anschießt die Thier' am Ufer und hinunterstürzt nach den Fischlein im Wasser, sie zu ver-

schlingen, den wirf, bis er liegt! Scheu' nicht des Giganten Tritt und seinen Jast und sein Hohnsprechen, sondern nimm Stein' und schleudr' ihn zur Erde. Nur Demuth verdient Schonung. Arroganz aber Wurf und Tod.

„Ueberlaß das Meiste der richtenden Zeit. Sie steht mit der Wage hoch und wägt. Siehst du, wie gelehrte Spreu auffährt in der Wagschal' und Sturmwind's Raub wird? — Was willst du richten? — Siehst du die sinkende Schale mit Goldsand und Edelgestein? — Was willst du richten? —

„Und über Das alles, Krittler, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Schrecken dich die Kunst-richtergerippe und der Anblick ihrer hohlen Schädel und ihres Gebeins Dürre in Büchersälen nicht? Halt dir einen Mann, nach Agypterbrauch, der dir zuruft, wenn Galläpfelsaft in deiner Feder sprudelt: Memento mori! Gib Acht, entsinken wird die Feder deiner Rechten, und hast ein Herz im Leib, so wird ein Thränchen stürzen außs Papier und jede Bruderbeleidigung wegflößen.

„So richte mich, Leser, ich werde sie halten, meine sieben Gebote.“

Auch unsrem Freund entsank die Feder hier, die er nicht mehr in der Hand zu führen vermochte; sie hatte kaum mit dem raschen Gedankenstrom des genialischen Mannes gleichen Schritt halten können, der überdies noch unter dem Dictiren an dem Gespräche rings umher Antheil nahm und da und dorthin ein Wort, einen Witz fliegen ließ. Heinrich sprang begeistert empor. „Das könnte Goethe geschrieben haben!“ rief er aus, „hoch lebe Ihr Talent, liebster Schubart! Glück und Gedeihen Ihrer frischen, lebenvollen Chronik! möge es nicht die letzte Nummer sein!“

Schubart zog ihn lächelnd nieder, und die Freunde blieben noch eine Weile außs Cordialste zusammen, bis Frau Schubart, die sich inzwischen bei einigen Freundinnen aufgehalten haben mochte, mit ihrem sanften traurigen Blick an der Thüre erschien. Schubart nickte ihr zärtlich zu, sagte dem jungen

Manne gute Nacht und entfernte sich mit ihr. Unser Freund war ebenfalls im Begriff, zu Bette zu gehen, da trat ihm aus einer Ecke der Amtmann von Blaubeuren entgegen, und Heinrich mußte nothgedrungen Rede stehen.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit,“ begann der Amtmann, „Sie haben heute bei Tisch eine Bemerkung über unsern durchlachtigsten Herzog in Betreff Schubarts gemacht, die mir aufgefallen ist. Sind Sie vielleicht über seine Gesinnungen näher unterrichtet?“

„Ich glaube so ziemlich,“ erwiderte Heinrich kurz.

Der Amtmann rückte ihm mit einer gewissen Vertraulichkeit auf den Leib und fragte ganz leise, indem er mit den Augen zwinkerte: „Sind Sie vielleicht von Sr. Durchlaucht abgesandt?“

Heinrich war betroffen, dem Amtmann entging seine Verlegenheit nicht. „Ich bitte tausendmal um Vergebung,“ sagte er, „ich habe vorhin zufällig im Stall die Schabrake Ihres Pferdes gesehen.“

Heinrich schwieg mit gerunzelter Stirne und verwünschte innerlich die herzoglichen Stalldiener und seine eigene Unbesonnenheit, die, wie ihm jetzt einfiel, schon in Grafeneck sich hätte warnen lassen sollen.

„Ich begreife nicht,“ fuhr der Amtmann fort, „übrigens wenn der Herzog einem Diener wie mir etwas befiehlt, so kann er sich ruhig schlafen legen und braucht mir keinen Succurs zu beordern.“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen,“ erwiderte Heinrich.

„Nun, Sie haben mir wenigstens recht schön in die Hände gearbeitet; ich werde das zu rühmen wissen.“

„Hat Ihnen der Herzog vielleicht Aufträge gegeben?“ fragte Heinrich. Bei Karls Neigung zu schnellen und wechselnden Entschlüssen war es nicht undenkbar, daß der Fürst ihm einen Gehilfen nachgeschickt habe.

„Vertrauen gegen Vertrauen,“ sagte der Amtmann trocken und drehte an seinen Westenknöpfen.

„Nun, wir können ja morgen darüber sprechen,“ versetzte Heinrich, „für jetzt, dünkt mich, wissen wir genug von einander, nämlich daß wir gemeinschaftlich auf Schubarts Wohl bedacht sind.“

„Gewiß!“ erwiderte jener, indem er ihn zum ersten Mal mit einem langen, ungewiß forschenden Blick betrachtete, „das sind wir, und in diesem Glauben können wir jetzt schlafen gehen. Ich habe das Vergnügen, angenehme Ruh' zu wünschen.“

„Was wollte mir denn der Mensch eigentlich sagen?“ dachte Heinrich, als er sein Bett bestieg, „welche schöne Neugier, mein Pferd auszuspioniren! Wenn der Herzog durch Diesen mit einem Mann wie Schubart ins Reine kommen will, dann hätte er meiner nicht bedurft. Aber vielleicht ist's bloße Zudringlichkeit. — Nun, ist doch nichts in der Welt vollkommen!“ setzte er hinzu, während ihm schon die Augen zufielen, „bei alle dem war es ein schöner, reicher Tag! Ob er wohl auch bei Schubart einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat? Ach, der hat mich in einigen Wochen wieder vergessen! An so einem berühmten Manne, der täglich neue Bekanntschaften macht, huschen die Menschen vorüber wie Schatten an der Wand. Nun, wenn Alles wird, wie's werden soll, so kommen wir wieder zusammen, und vielleicht für lange Zeit. Gute Nacht, mein Lottchen!“

Als er den andern Morgen aufstand und ins Wirthszimmer hinunter ging, traf er Schubart und seinen Begleiter schon reisefertig bei einem Glase Wein; der Schlitten hielt vor der Thüre. Heinrich aber fand es zu kalt zum Fahren und ließ schnell den Mustapha satteln. Eine Zeitlang ritt er neben dem rasch dahinklingelnden Schlitten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick hinüber. Die beiden Männer saßen stumm neben einander, Schubart ließ den Kopf hängen, ein düsterer Gedanke schien sich seiner bemächtigt zu haben; die Miene des Amtmanns hatte etwas Gespanntes, Gebieterisches angenommen. Heinrich schrieb das Mißbehagen, das ihn



gleichfalls ergriff, der Kälte zu. Als er die Felsenschlösser von Weitem erblickte, blieb er zurück, um den armen Mustapha zu schonen. Die Sonne traf jetzt mit vollen Strahlen auf den Schnee, der wie ein diamantenbesäter Teppich im Thale flitterte.

Blaubeuren war erreicht. Er stellte das Pferd im Wirthshause ein und fragte nach der Wohnung des Klosteramtmanns.

„Wenn Sie noch einen Augenblick warten wollen,“ versetzte der Wirth, „so können Sie mit dem Herrn Baron von Barnbüler und dem Herrn Oberforstmeister, Grafen von Sponneck, die soeben im Zimmer drüben eine Tasse Warmbier zu sich nehmen, in Gesellschaft hingehen.“

„Was wollen denn diese Herren dort?“

„Ich weiß es nicht.“

„Das geschieht dem Dichter zu Ehren,“ dachte Heinrich und ließ sich zu der Wohnung des Amtmanns weisen.

Er wurde dem Kloster zu geführt. „Die beiden Andern werden schon aufgethaut sein,“ sagte er zu sich, „und ich werde bereits ein paar Bonmots verscherzt haben.“ — Durch den Klosterhof gelangte er ins Amtshaus und erstieg die Treppe wohlgemuth. Als er sich nach dem Wohnzimmer umsah, erblickte er auf der Flur eine rundliche Frau, die ihm den Rücken bot; sie rang die Hände wie im tiefsten Jammer und schien sich nicht fassen zu können. Bei dem Geräusche wandte sie sich um, und er sah in ein Gesicht mit edlen Zügen, in Thränen gebadet, die ihm das tiefste Mitleid abnöthigten. Er vermuthete, die Frau vom Hause zu sehen, und ihm ahnte ein Unglück.

„Was ist geschehen?“ rief er ihr entgegen, „ist den beiden Herren etwas widerfahren?“

„Wem?“ fragte sie und ließ ihre Augen prüfend auf ihm ruhen.

„Ist denn der Schlitten noch nicht da?“

„O ja,“ versetzte sie, „Herr Schubart und mein Mann

sind glücklich angekommen. Was steht zu Befehl?" fügte sie etwas stutzig hinzu.

"Ich gehöre zur Gesellschaft, wenn's Ihnen genehm ist," entgegnete er mit einer freundlichen Verbeugung, „der Herr Amtmann war so gütig, mich ebenfalls einzuladen.“

Sie bedachte sich einen Augenblick. „Sie müssen sich ein wenig gedulden," sagte sie endlich und schien mit sich im Kampfe zu sein; „ich will Ihnen meines Mannes Arbeitszimmer öffnen; hier, wenn's gefällig ist, und“ — ein beinahe flehender Blick begleitete diese Worte — „haben Sie die Güte, sich hier zu verweilen, bis ich Sie rufe.“

Mit diesen Worten machte sie die Thüre hinter ihm zu. „Vielleicht ein häuslicher Kummer," dachte Heinrich, „aber fürwahr ein seltsamer Empfang, das!“ — Er sah sich um, besah flüchtig einige Kupferstiche an der Wand und trat zu einem Arbeitstisch, auf welchem Bücher und Acten lagen. Er erblickte ein Blatt von Schubarts Chronik und irrte mit den Augen darauf umher. Da stieß er auf eine grün angestrichene Stelle, die ihn in nicht geringe Bestürzung versetzte. Es war eine Klage über die Kinderlosigkeit so vieler deutschen Fürstenthronen; auch Wirtenberg war unter diesen genannt, und die Ursache, hieß es, sei leichter zu denken, als zu sagen. — „O über den ewigen Störenfried!" rief Heinrich, „was geht denn ihn das an? er ist ja auch nicht rein! Wenn doch diese Zionswächter der Moralität bei sich selbst anfangen wollten! Aber wie stimmt diese Notiz zu meinem Auftrag? Ist sie älter oder jünger?“ — Er sah nach der Nummer und hielt das Datum seiner Audienz auf der Solitude damit zusammen, es war nicht klar zu entscheiden, der Herzog konnte das Blatt damals schon gelesen, er konnte es erst nachher bekommen haben; zudem war zu bezweifeln, ob Karl irgend eine Zeitschrift regelmäßig lese. Freilich hatte er einige Worte fallen lassen, die wenigstens so gedeutet werden konnten, als wüßte er um jene Beleidigung. „Ich kann nicht weiter gehen," dachte Heinrich, „ich muß vorher wissen, wie der

Herzog das aufnimmt. Wenn er wüßte, daß der Unbesonnene jetzt auf seinem Boden ist — aber der Amtmann will ja auch Aufträge haben — der Amtmann? O mein Gott, jetzt seh' ich!" — Wie ein Blitz zuckte ihm eine Klarheit durch die Seele, instinktmäßig fuhr er auf, den verrathenen Mann zu retten, die Verfolger waren ja schon angekommen. Jetzt durchschaute er die Absicht der gutgesinnten Frau, sie hatte ihn, den sie demselben Loos verfallen glaubte, auf die Seite bringen und verbergen wollen, bis Alles vorüber wäre.

Er riß eine Thür auf, die in ein Schlafzimmer führte. Er eilte hindurch, öffnete eine zweite, und in diesem Augenblick hörte er die metallene Stimme, die er gestern bewundert hatte, mit festem und starkem Tone sagen: „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.“

Er sah sich um und fand — Schubart von einem Offizier und einigen Männern in Civiluniform umringt und verhaftet. Zwei Soldaten hielten die Thüre besetzt. Der Amtmann ging mit bedauernder Gebärde im Zimmer hin und her. „Mir ist's Leid!“ wiederholte er fort und fort. „Gott weiß, mir ist's Leid!“ Seine Frau stand mit gerungenen Händen da. Ein Mädchen, über ihr Spinngeräthe gebeugt, hüllte ihr Gesicht in die Schürze. Sprachlos und vernichtet mußte sich der Jüngling an den Thürpfosten lehnen. So sah er vom Nebenzimmer aus, wie der Gefangene abgeführt wurde, wie einer der Civilbeamten ihm herzlich die Hand drückte, für die kalte Reise seine Handschuhe mitgab und der Major mit Theilnahme und Schonung ihn hinausbegleitete. Alle folgten, und Heinrich legte die Hand an die Stirne, ob er nicht geträumt habe; da er aber den menschlich fühlenden Beamten bemerkte, der allein zurückgeblieben war und sich mit der Hand über die von Thränen schimmernden Augen fuhr, eilte er auf ihn zu, faßte ihn krampfhaft am Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Mein Herr! ich habe ein gewisses Recht, mich in diese Sache zu mischen — ich will es

Ihnen darthun — ich will Ihnen Alles anvertrauen — kehren Sie sich nicht an meine Verwirrung — wollten Sie mir zwei Worte vergönnen?“

„Reden Sie!“

„Nicht hier, o nicht hier!“ rief der Jüngling, „hier ist die Luft vergiftet! ich bitte, gönnen Sie mir in einem andern Zimmer Gehör!“

Der Beamte nahm ihn stillschweigend bei der Hand und führte ihn in ein anderes Zimmer. Heinrich stammelte eine Erzählung von den Absichten des Herzogs auf Schubart, von jenem Auftrage und seiner Reise heraus.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Eine so schnelle Umwandlung aller Vorsätze,“ sagte er, „ist mir unbegreiflich; gleichwohl hat sie stattgefunden, wenn ich Ihnen glauben darf, worin ich keinen Augenblick anstehe. Hier, sehen Sie die Verhaftungsordre.“ — Sie war nur um einen Tag jünger als sein Auftrag. — „Wenn ich meinen Vermuthungen Raum geben darf,“ fuhr der Beamte fort, „so war diese Scene längst vorbereitet; aber nach dem, was Sie mir sagen, scheint der Herzog Gnade und Ungnade gleich abgewogen und, vielleicht selbst ungewiß, dem Zufall oder dem Schicksal des unglücklichen Mannes überlassen zu haben. Sein böser Stern hat die Ungnade auf sein Haupt gelenkt, und sie wird ihn schwer drücken. Vermag ich etwas über Sie, mein Sohn, so bitten Sie beim Herzog für Schubarts Familie, er hinterläßt sie in tiefer Noth, sie hat, wie ich weiß, nur noch für ein paar Tage zu leben. Bitten Sie ihn! er ist menschlich, wenn auch leidenschaftlich; ich werde dasselbe thun. Leben Sie wohl.“

„Leben Sie wohl!“ rief Heinrich, „bin ich denn so ganz hilflos? Dort muß ich einen verrathenen Freund abführen sehen, und hier muß ich einen Wiedermann zurücklassen an der Seite eines —“

Der Beamte drückte ihm den Finger auf die Lippen. „Still!“ sagte er, „ich darf nicht hören, was Sie sagen

wollen. Wenn ich bedenke, wie Vorurtheile und falsche Rücksichten einen Mann, der mir so manches Jahr schon rechtlich und tadellos zur Seite stand, zu einer solchen That veranlassen konnten, so möcht' ich blutige Thränen weinen." — Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, eine ehrwürdige, gebeugte Gestalt, dann trat er vor den jungen Mann und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Dies ist,“ sagte er mit leiser Stimme und vorsichtigem Blick, „dies ist wieder ein Beweis, wie sehr unser Beamtenstand gehoben zu werden bedarf. Dieser Mann hat es nicht aus Geiz gethan, denn er ist wohlthätig, ja er opfert sein Vermögen; auch bekommt er nichts für diesen Rang, ich weiß vielmehr, der Herzog ist noch sehr im Rest bei ihm; ich wage nicht einmal zu sagen, aus Ehrgeiz, denn er ist, so viel ich weiß, mit seinem Posten zufrieden; sondern aus Diensteyfer! Fragen Sie Männer wie Moser und Huber, wie sie über die That dieses Mannes urtheilen werden. Glauben Sie, dieser Mann ist nicht der Einzige, der die Befehle des Herrn für absolut und einen unruhigen Schriftsteller — einen Grenzfeind seines Herzogs, wenn ich so sagen darf — für ein rechtloses Subject ansieht, dem man nicht einmal ein moralisches Benehmen schuldig ist. Ueberdies behauptet er, er habe ihn gewissermaßen gewarnt. — Sie sind noch jung, mein Freund, und ich habe Vertrauen zu Ihnen, wenden Sie Ihr Leben dazu an, den Samen echter Bildung auszustreuen; denn diese ist es allein, was den Menschen auf eine höhere Stufe hebt, der ohne sie, er sei, was er wolle, doch immer nur ein Sklave bleibt.“

Er umarmte den Jüngling, der, sich seiner kaum bewußt, aus dem Hause fortstürzte, sein Pferd aus der Herberge riß und wie ein Rasender durch die noch immer versammelten Volkshaufen sprengte. Nicht weit von der Stadt traf er auf den Wagen, in welchem Schubart abgeführt wurde. Er bog links ab, um ihn nicht mehr sehen zu müssen, denn was konnte er ihm jetzt sein? Ein augenblickliches Gefühl

trieb ihn nach Reutlingen, es war ihm, als müßte er in dem friedlichen Hause des Bürgermeisters Trost suchen. Aber es war nur das Gefühl eines Augenblicks; als er an die Wegscheide kam, lenkte er mit Hefigkeit rechts ein und ritt über Urach ins Unterland. Dort war der Schnee schon wieder geschmolzen, und er ritt, schläfrig und gedankenlos über dem Pferde hängend, durch einen tiefen Roth.

## 10.

In jenem sel'gen Augenblicke,  
Ich fühlte mich so klein, so groß!  
Du stießest grausam mich zurücke  
Ins ungewisse Menschenloos.

Goethe, Faust.

Als unser Freund wieder in Stuttgart eingeritten war und sein Pferd in den Marstall zurückgesandt hatte, war es sein erstes Geschäft, sich nach dem Aufenthalt des Herzogs zu erkundigen. Er wollte zu ihm eilen, dringend sich für den unglücklichen Schubart verwenden — noch immer hatte er Zweifel: vielleicht war es mit der Verhaftung nicht so ernstlich gemeint, vielleicht war es nur auf einen Schreck abgesehen, und Alles konnte sich noch heiter lösen. Aber leider! Auf seine Anfrage erfuhr er, der Herzog befinde sich mit der Gräfin von Hohenheim auf dem Asperg, um für den Gefangenen einen engen Käfig zurichten zu lassen und bei seiner Einsperrung zugegen zu sein. Er konnte nicht länger zweifeln.

Abends kam der Herzog zurück und verweilte den folgenden Tag in seiner Residenz. Heinrich ging, so früh als er's wagen durfte, ins alte Schloß und ließ sich melden. Nach einer starken Stunde wurde er vorgelassen. Der Herzog stand